



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 249.

Dienstag, 25. Oktober

1927.

(13. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Kehmerdill betrachtet sie bleich und angespannt. „Sie tun Heyermans unrecht“, sagt er hastig; er fühlt, noch ein Strom ungedämmter Worte will sich aus ihm lösen. „Er hat das . . . Vorkommnis ganz flüchtig umschrieben . . . Ich weiß nichts . . . „Russische Methoden“, wie? . . . Daß er jetzt mit Ihrem Gatten geht, war vorgesehen, damit ich mit Ihnen sprechen kann . . . Hören Sie auf zu weinen, Nora. Ist es das Weinen wert? Sagten Sie nicht noch eben etwas von einem — Entschluß?“

„Ist es die Tränen wert? . . . War es die — Schlafmittel-Kur wert? — Ich hatte doch die Falltür schon aufgehoben, um hinunterzusteigen. In Daendels Hotel.“

„Und ich habe Sie zurückgeholt. — Für mich.“

„Für mich . . .“ kommt ein Echo. Ihr Schluchzen verstiegt. Heiß und wirr blickt sie auf. Er hat sich von ihr zurückgezogen, mit großer Überwindung, und ist aufgestanden. Seine weiße Gestalt, sein bleiches Gesicht schwanke vor ihr wie hinter einem Schleier, wie verzerrt durch zitternde Treibhausluft, vor einem Hintergrund von grellem Grün. Seine Stimme wandert auf und ab, werdend, an ihr zerrend; und dahinter steht das Orchester der Zikaden:

„Nora . . . Ich hab' mich Ihnen anvertraut, dort im Hotel . . . Süße Kameradschaft bieten Sie mir; kühler Trost, Befreiung ist das für mich; tief verpflichtet bin ich Ihnen . . . und nun wollen Sie sich nicht von mir helfen lassen? Nora, haben Sie Vertrauen? Sehen Sie den Sonnenstrahl dort? — Senkrecht, steil? — Er steht uns allen, aller Kreatur, ins Mark . . . Einige Menschen verdummen davon und laufen weg; andere zeigen sich nackt . . . Das Licht will es nicht anders. Der Firnis schmilzt und so, wie er ist, zeigt sich der Mensch . . .“

Sie lächelt mit zuckenden Lippen zu ihm hinauf. „Doktor! — So kenne ich Sie noch gar nicht! — Welch ein Tempel!“

„Ja“, sagt er mit singender, ungewohnter Heiterkeit, „so kann ich noch sein! Ich sah einmal in Venang, wie sich Schildkröten bissig um das Futter raufen, das man unter sie warf. Bedenken Sie! Die trügsten aller Geschöpfe! Das Zenithlicht macht sie beweglich . . . Und wenn es bei solchen so wirkt, wie dann erst beim Menschen! Nora . . . Ich bin nicht so gänzlich erledigt und zermürbt; es ist nur das Zuviel, dieses ständige Lichtbad, dieses Überschwemmtwerden mit gierigem Anspruch, was mich sinken läßt . . . Geben Sie mir weiter Ihren kühlen Trost! — Geben Sie mir — Ihre Liebe! — Ich brauche sie!“ Er spricht es halb ekstatisch; seine Worte schwingen noch nach und sichern dann in die Feuchte; sie verhallen, überbraust von einem Chaos knarrender und fiedelnder Geräusche, die der Wald unablässig gebiert.

Sie läßt sein Bekenntnis auf sich niederströmen. Und plötzlich entsteht in ihrem Hirn ein Klang wie ein altes, zartes Motiv . . . Einige verwischte, inkopierte Takte . . . Sie hält Hochzeit; sie ist sechzehnjährig; junger Himmel schillert zwischen turmhohen Häusern. Sie

trällert wie damals; sie findet keine Worte . . . Sie glaubt an etwas; sie hat das große Vertrauen. Und wieder würgt sie ein Schluchzen.

Kehmerdills Gestalt verwischt sich ganz zwischen ihren Wimpern, ausgelöscht von funkelnden Tränen. Große Hingabe spürt sie. Mag es denn sein! Sie hat zu geben diesmal; dieses erste Mal; sie ist die Schenkende. Welch ein Gegensatz zu jenem Triebmenschen, der wie ein Mörder auftaucht in ihrem Herzen, die Fäden ihrer besudelten Träume zwischen den Fingern! Sie spürt ihres Leibes Haß und Widerstand, und gleichzeitig, gebettet in dies lodende, brodelnde Wachstum des Urwalds, ein schier unerfüllliches Bedürfnis, sich diesem anderen zu schenken und den Stark zu machen, der Stärke von ihr erlöst. „Freiwillig“, denkt sie, „will ich dir geben, was jener mir roh entriß . . .“ Mitten unter den rings verstreuten Teezupferinnen, schamlos vor den verschmitzten Augen dieser Insel, dort oben auf der Höhe, in der kühleren Klarheit, unter den Pisangs am Saum der Pflanzung, unter einer feierlichen Parade zerschlagener grüner Fahnen hat Erdbrink sie niedergezwungen; es ist trüb gewesen und unausdenkbar brutal . . . Hat es getan unter den zerklüftenden Scherben alles dessen, was sie noch für einen Rest von Liebe gehalten . . .

Sie wirft den Kopf zurück und stößt zwischen den Zähnen hervor:

„Ja!“

Die Gestalt vor ihr nähert sich; wie leicht kann sie ihn herabziehen zu sich! Wie schwach ist er! — Ihr kraftvoll-spröder Arm umfängt seinen Kopf; der schwer auf ihre Brust schlägt. Sie stützt sein Gesicht empor; noch hat es diesen ekstatischen Ausdruck . . . Es ist zu viel für ihn. Seine Hände sind kalt. Sie küßt ihn mit zartem, heißem, hingehaltenem Kuß.

Da kehrt ihm Wärme zurück; sein Zittern verliert sich in wohliger, unendlicher Ruhe. Regen auf ausgedörrtes Feld: so raucht es in seinem Kopf. Und das Licht hat aufgehört, ein Fluch zu sein.

Plötzlich ertönt ein Krachen hinter ihnen. Sie fahren auseinander und starren nach der Richtung; ein toter Urwaldbaum ist in sich zusammengestürzt. Noch während er seine stolze Form, jahrzehntelang vielschicht, in die Lüfte steilte, war seine Substanz zermöhlt und verdaut von Milliarden weißer Ameisen. Auch Schritte hätten so krachen können . . . und dann? Irgendwo gibt es ein Loch voller Grauen. Sie packt seinen Kopf mit beiden Händen und sieht ihn mit weiten Augen an:

„Du wirst mich nie schlagen, nein?“

Und ehe er einer Antwort mächtig ist, hört man durch das Nieseln des verwesten Holzes hindurch, das der geplagte Urwaldriebe als gelben Nebel von sich spie, kurzes, fernes, rhythmisches Klirren . . .

„Sie kommen zurück“, flüsterte sie bebend. „Ich kann nicht — standhalten . . . Nimm mich fort . . .“ In stürzenden Schritten, die halben Sprünge gleichen, eilen sie talabwärts.

Die Hitze der Richtung überfällt sie. Sie springt auf

den ausgebleichten Stamm; sie läuft schier tanzend darauf entlang und schwingt die Arme beim Absprung. Endlich haben sie die Gummipflanzung erreicht, durchqueren sie und veratmen dann ihre Erregung eng aneinandergepreßt. Fünf Minuten gönnen sie sich, bis der Tumult ihres Blutes sich legt. Dann langen sie bei Darmawan an.

„Nach Westvreden!“ ruft Rehmerdill. — „Die Konna ist krank.“

Und wie ein Geschloß, das aus Pulverdunst hervorsteigt, schleudert der „Fiat“ seine Staubwolken hinter sich.

In sein Geknatter mischt sich das leise Brodeln des Mittagsgewitters, das hinter dem Tjibodas bleigrau in den Glast emporquillt.

Die kleine Wissenschaft.

Grauer Graphit ist der Himmel; lappig hängen die Blätter, schwer von Tau.

In der Morgendämmerung Westvredens, um fünf Uhr gleitet der Raden Kusuma unter seinem Müdenetz hervor und geht unter die Dusche. Dann wechselt er das Hüfttuch mit frischen Pyjamas aus leichter Baumwolle; er vagiert im Hause umher, lauscht ein wenig, schnuppert; endlich geht er in den Garten und späht in den Himmel. Steigen die Töne des Subh, des Morgenrufs herüber von Westen, über Meere voll glutflüssiger Ode? —

Hat er sonst einen Grund zur Unruhe? Was treibt ihn dazu, über die Einfahrt zu gehen und den ausgestorbenen Parapatan hinabzuspähen, den Wänden von gezackten und gesiederten Blättern entlang? Die Sterne sinken blinzelnd ins Nichts. Die Luft ist noch voll von Fledermäusen und vom Singang irrender Moskitos.

Er schleicht zurück. Mit leisem Zungenschmalzen weckt er die Murmeltiere in seinem Haus. Bei jedem dritten Schritt stößt er flüsternde Befehle hervor. Er geht durch die drei Zimmer der Frauen: aneinandergepackt, dunkle Klumpen, liegen sie unter den Regnen. Sein Durchgang bringt einen Luftzug in die Schwüle.

Leises Gurren erhebt sich; man blinzelt, man rührt sich. Wasserhähne brausen. Dann wählt Kusuma einen Sarong und eine Tuchlappe gleichen Musters aus dem Kämpferholzverschlag, kleidet sich mit drei Handgriffen an und setzt sich auf die Veranda, wo bereits der Kaffeeextrakt nebst heißer Büffelmilch auf ihn wartet. Er nippt und starrt in den Garten. Seine Pupillen sind ganz groß; seine Lider schwer. Verwüstet sieht er aus; die Frühe kleidet ihn nicht.

Es wird heller. Schale Wärme treibt vorüber, die sich unter den Schirmblättern verfangen hat; die abgestandene Hitze von gestern. Sie duftet nach gärendem Abfall, nach Staub. Doch mit dem zarten Hellblau, das fächerhaft in die Szene dringt, springt die morgendliche Brise auf: tönendes Rascheln. — Laufend fährt der Kopf Kusumas empor.

Das Schnurren eines einsamen Autos mischt sich in das Klöten der rotbeinig umherstehenden Starvögel. Plötzlich ist es da und schwenkt scharf gedreht in die Einfahrt ein. Kusuma ist flugs im Hause verschwunden. Man überrumpelt ihn: gut; man soll warten.

Und wie überrumpelt man ihn! Denn nicht nur die Besuchszeit ist eigenartig. Es handelt sich um einen Stadtbekannten Mischling: den Doktor med. Hendriß de Ruyter.

Ist nicht die unendliche Reserve sprichwörtlich, die Kusuma sich Halbblütlern gegenüber auferlegt? Und was tut nun Herr de Ruyter? Er bricht mir nichts, dir nichts durch den Zaun.

Kusuma beobachtet den Besucher durch die Jalousienrige. Da sitzt der große Tölpel; er schnaubt und fächelt sich mit der Bistenkarte. Inzwischen hat er auch festgestellt, daß die Kaffeetasse noch heiß ist; daß mithin der Hausherr zugegen sein muß. Da steht das Auto. Wenn es dem Hausherrn gefällig ist, kann er Notiz davon nehmen.

Kusuma erscheint mit einem offenen Lächeln. Seine Abwesenheit war eine Kaprice! Was bedarf es törichtem Versteckspiels! Er legt seine feingegliederte Hand

in die weiche Brante des Riesen, der sich erhoben hat — übermäßig schnell, möchte man meinen, für seine Größe. „Ah...“, sagt der Raden. „Man ist sich schon begnügt, wie? — Mijnheer de Ruyter... Bitte, bleiben Sie bequemstens sitzen.“ — Er klatscht in die Hände und wirft über die Schulter: „Kaffee...“ — Der Schritt eines Dieners verflucht im Hintergrund.

Kusuma fragt durchaus nicht: „Was führt Sie her?“ So ungeheuer plump ist man hierzulande nicht. Er sitzt freundlich da und seine ganze Person atmet: „Ich bin geschmeichelt, daß Sie hier sind. Ich bin, mein Herr, ein unbeschäftigter Tagedieb; Sie dagegen reden voll nützlicher Arbeit. Verfügen Sie über mich.“ Er zieht die Brauen hoch.

Mit etwas belegter Stimme sagt Hendriß: „Eigentlich sollte ich jetzt, um halb sechs, schon in der „Stovia“ sein, Raden. Doch mein Weg führt in Ihre Nähe... Weil ich den ganzen Tag beschäftigt bin, und Sie abends politischen Gesprächen beizohnen, so nehme ich mir den Mut zu einem fliegenden Besuch...“

„Sie sind stets willkommen, Mijnheer.“

(Fortsetzung folgt.)

Frauenwunder.

Neige dein Ohr und horch in dich hinein.
Es tobt die Welt, es flammt der Wetterschein,
Und über unsre Schultern geht ein Schauern.
Horch, horch in dich hinein... Es schweigt der Schmerz,
Ein Brunnen rauscht — es ist dein eigen Herz —
Und füllt dich ganz mit seinem süßen Gaudern.
Ein Liedklang weht — ein Kinderlachen schallt —
Und du bist jung, und nur die Welt ist alt.

Rudolf Herzog.

Als ob er mein Bruder wäre...

Drei Reiseerlebnisse von S. A. Meißner.

Drei Länder habe ich in verfloßenen Urlaubstagen durchstreift: Italien, Österreich, Tirol und die badiſche Schwarzwaldheimat. Viel könnte ich von allen berichten, unvergessliche Eindrücke wiedergeben. Und doch möchte ich heute nicht von äußeren, sondern von inneren Erlebnissen erzählen, die mir diese Reisen besicherten. Bei oberflächlicher Betrachtung mögen sie vielen unwichtig und belanglos erscheinen. Wer tiefer blickt, wird, so hoffe ich, erkennen, worauf es mir ankommt. Ein sehnsüchtig herbeigewünschtes Gegengewicht möchte ich aufstellen, gegen die in rein menschlicher Hinsicht fast durchweg so trostlosen und skeptisch stimmenden Eindrücke, die man von der Beschäftigung mit der Partei- und Tagespolitik das ganze Jahr über empfängt. Statt des „politisch Lied ein garstig Lied“ möchte ich heute ein Loblied des Guten singen. Drei kleine Begebenheiten sind es, die ich erzählen möchte.

Es war im Zuge zwischen Como und Bologna. Neben mir im Abteil saß ein junger Mann, den ich nach seinem Aussehen für einen Italiener hielt. Ich sprach ihn auf französisch an. Freundlich erwiderte er mir, daß ich, den man mit Sicherheit als Deutschen erkenne, getrost Deutsch mit ihm sprechen könne, da er ein Österreicher aus Wien sei. Im Laufe des Gesprächs stellte sich dann heraus, daß er Reisevertreter einer großen Fabrik in Wien und ein äußerst lebenswürdiger Mensch war. Er lebte seit Jahren in Italien und klarte mich über alles, was mir unterwegs irgendwie auffiel, unaufgefordert in der sympathischsten Art auf. In Bologna hatten wir just zur Mittagszeit eine Stunde Aufenthalt und gingen zusammen in die Bahnhofswirtschaft, um dort gemeinsam zu speisen. Als es ans Bezahlen ging, wollte ich die einige Mark nach deutschen Gelde betragende Rechnung für uns beide begleichen, weil ich den lebhaftesten Wunsch hatte, mich meinem lebenswürdigen Reisegefährten in irgend einer Weise erkenntlich zu zeigen. In herablichen Worten bat ich um die Erlaubnis dazu.

„Versuchen Sie,“ war die Erwiderung des jungen Österreichers, „wenn ich Ihr freundliches Anerbieten nicht annehmen darf, aber ich möchte Sie höflich bitten, sich als meinen Gast zu betrachten. Sie sind hier fremd im Lande, und das ist bei uns so Sitte.“... Das brachte der junge Mann, mir dem weit Älteren gegenüber, mit soviel bewundernder Lebenswürdigkeit vor, daß ich seinen Wunsch gar nicht ablehnen konnte, ohne ihn zu kränken.

Vielleicht mag mancher hier einwerfen, daß diese kleinen Begebenheiten weiter nichts besonderes, daß sie etwas alltägliches

Hohes sei. Ich aber muß sagen, daß sie mich sehr seltsam bewegte. Gewiß liegt nichts an den paar Mark und wer sie schließlich bezahlte. Aber man muß sich in die Situation hineindenken. Fremd in fremdem Lande, schon daran gewöhnt, alle paar Augenblicke die Geldbörse zu ziehen, um Forderungen zu begleichen, die zum mindesten in ihrer Höhe gar häufig sehr ansehnlich sind. Man fühlt sich trotz aller Leichtigkeit des Geldausgebens, auf die man auf Auslandsreisen eingestellt ist, andauernd überfordert, man ist verstimmt. Und da taucht plötzlich wie ein Engel des Lichts in der Finsternis ein junger Mensch auf. Du kennst ihn nicht und er kennt dich nicht. Höchstwahrscheinlich wirst du ihn auch nie im Leben wiedersehen. Doch unaufgefordert hilft er dir, beratschlagt und bewirkt er dich in selbstlosester Weise, als ob er dein Bruder wäre.

Ich verspürte gewiß keine Neigung zur Sentimentalität und zu Weichhertzen. Aber ist solch kleines Erlebnis nicht ein Lichtblick in dem oft so selbstsüchtigen Getriebe rings um uns herum, ist es nicht dazu angetan, den Willen zum Guten, den Drang nach menschlicher Vervollkommenheit neu anzuregen und zu stärken.

Und noch ein zweites Erlebnis von unterwegs. Es war in Innsbruck, im schönen Kongertgarten des Maria-Theresia-Hotels. Ich sah abends in dem gutbesetzten Garten allein am Tisch, als sich ein „offenbar den besseren Ständen angehörendes Ehepaar“ mit Einsamem zugesellte. Rasch kamen wir ins Gespräch und mein erster Eindruck, daß ich es mit sehr gebildeten Leuten zu tun hatte, bestätigte sich. Ich erzählte von meinen Reiseeindrücken an der Adria und in den Dolomiten. Es dauerte nicht lange, da flüsterte der Tischgenosse dem Kellner etwas zu und kurz darauf stand eine blutrot lunkelnde Karaffe besten Tiroler Weines auf unserem Tisch, an dem bisher wie fast überall ringsum das gute einheimische Bier getrunken worden war.

„Erlauben Sie mir, bitte,“ sagte der Herr mit höflichem Anstand, „daß ich Ihnen als Fremdling im Lande unseren Tiroler Wein vorführe und Sie zu einem Trunk einlade.“ Dankend nahm ich an und nahm mir dabei gleich vor, den zweiten Umtrunk von mir aus zu bestellen. Es wurde mir jedoch unmöglich gemacht, mein Vorhaben auszuführen. Der Konkneipant, — wie sich später herausstellte, ein Innsbrucker Universitätsprofessor — bat so eindringlich und dabei doch so taktvoll, mich als seinen Gast zu betrachten, daß ich einfach nicht anders konnte. Wir tranken noch eine zweite und eine dritte Karaffe und gewissenhaft teilte er mit mir, als ob er mein Bruder wäre. Ein Blumenstrauß, den ich von einer hausherrlichen Verkäuferin erstand, und der ungemein sympathischen Gemahlin meines ferndeutschen Zechgenossen verehren durfte, war das einzige, was mir als Ausdruck meines tiefgefühlten Dankes zu tun vergönnt war.

Wieder mögen einige ewig kühle Steptiker einwerfen: was liegt an den paar Gläsern Wein, was an den paar Mark? Doch für die, die so denken, schreibe ich nicht. Die anderen verstehen schon, worauf es mir ankommt.

Und nun noch ein drittes und letztes. Ich fuhr über Bregenz und den Bodensee nach dem König der Schwarzwaldberge, nach dem Feldberg. In Donaueschingen mußte ich umsteigen. Es waren nur zwei Minuten Zeit, um über die sehr hohe und lange Gleis-Überführung meinen Zug zu erreichen. Ich hatte zwei schwere Handkoffer. Ein Gepäckträger war nirgends zu entdecken und es blieb mir deshalb nichts anders übrig, als mich selbst damit zu bepacken und mich auf den Weg zu machen. Die Last war zwar sehr schwer, aber einen Mitleid heischenden Eindruck glaube ich dabei trotzdem nicht gemacht zu haben. Auf einmal tritt mir ein Herr, ein wirklicher Herr, in den Weg und redet mich an. „Gestatten Sie mir, bitte, daß ich Ihnen behilflich bin und einen Koffer abnehme, ich selbst habe kein Handgepäck und will zu demselben Zug, wie Sie.“ Bevor ich mich von meiner Verblüffung wieder sammeln konnte, hatte der freundliche Helfer einen meiner schweren Koffer ergriffen und trabte neben mir her bis zum Zugabteil, in dem wir dann gemeinsam Platz nehmen. Als ob wir Brüder wären.

Ich bin gewiß nicht firm in Bibelsprüchen, aber unwillkürlich fiel mir die christliche Aufforderung und Lehre ein: „Einer trage des anderen Last.“ Wenn es möglich wäre, jene edle Geistes- und Gemütsverfassung, die aus den mitgeteilten kleinen Begebenheiten spricht, in allen Schichten unseres Volkes zu wecken und zu pflegen, so wäre für unsere weitere Entwicklung unendlich viel gewonnen. Denn noch immer ist es der Geist, der sich den Körper baut.

Diese drei kleinen Erlebnisse haben mir, so reich an Eindrücken meine Reise in drei Ländern auch war, den tiefsten Eindruck gemacht, haben mir den schönsten seelischen Gewinn gebracht. Nun ist es an uns selbst, ein Beispiel im Guten zu

geben. Leiden wir nicht unter den Nadelstichen des täglichen Lebens oft mehr als unter schweren Schicksalsschlägen? Laßt uns danach streben über alle Gegensätze der Parteien und Klassen hinweg, im Mitmenschen den Bruder zu sehen. Hart nebeneinander wohnen in jedem Menschen die guten und die bösen Kräfte. Doch wie ein Magnet zieht Gutes Gutes an!

Zweifelhaftigkeit.

Von Elsa Maria Bud.

„Und als ich ein kleines Mädchen war, hoppheiß, bei Regen und Wind,“ — da fing ich mir im Bächlein mal einen Fisch. Dies Bächlein rann durch Lankwitzer Wiesen, wo im Frühling herrlich der Ginster blühte. Berlin war damals unendlich weit, und der Bach wußte noch nichts von seinem Schicksal, daß er im Teltowkanal „aufgelöst“ werden würde.

Ich legte darauf im Weißbierglase meines Vaters ein Aquarium an. Der Fisch saute nichts Abfälliges über die enge Kreisbahn, er stieß nur häufig mit dem Maule an jenes matte Spiegelbild, das sich ihm so hartnäckig entgegenstellte, wenn er geradeaus schwimmen wollte.

„Der arme Fisch ist ja so allein,“ sagte das Dienstmädchen, wenn sie ihn beim Abräumen beobachtete. „Der will 'nen Mann haben.“

Sie schien genau zu wissen, daß es eine Fischin war. — Die Tante kam, melodramatisch gestimmt und mit einer Häkelkante im Pompadour, die von 6 Meter 75 noch auf 12 Meter Länge geknüttelt werden mußte. Diese Tante seufzte viel, und ich begriff das im Hinblick auf die Seeschlange von Häkelei. Auch sie sagte, es sei nicht gut, daß der Fisch allein sei. So habe die Natur das nicht gewollt, denn da g'nae man ein. Nach diesen Warnungen ging ich wieder in die Lankwitzer Wiesengründe und angete den Genossen.

Der Genosse nahm erst wenig Notiz, auch er war erst nur auf sein Spiegelbild verfallen. Als ich aber Futter in die plätschernde Debatte warf, da kam die Annäherung — und das junge Pärchen stieß sich herum und sankte sich schwanzschlagend und schnappend. So also war der Beginn der Zweifelhaftigkeit.

Und daß es besser geworden wäre damit, habe ich zwar in vielen Beobachtungen festzustellen versucht, es ist mir aber nie geglückt. Mag sein, daß die beiden ihre Zärtlichkeit ganz tief in ihrer Fischseele verborgen hielten, mag auch sein, daß es Liebeswürdigkeiten gewesen sind, was die Mäuler sich aufstießen, und daß die Mesalliance nur in meiner Betrachtungsweise bestand. Versuche zur Erhaltung der Art schlugen durch meine Schuld fehl, denn das schlüpftrige Geflümp, das da eine Zeitlang im Glashause herumschwamm, wurde von mir als Unrat eifrig hinweggespült.

Und eines Tages hatte der eine Geselle die Zweifelhaftigkeit endgültig aufgegeben und trieb mit der Breitseite an der Oberfläche. Aus nachträglichen Erfahrungen möchte ich fast behaupten, daß es der Mann gewesen sei. Denn Frauen halten schon was aus.

Später bekam ich zwei Vögelchen zum Geschenk, die man Gesellschaftsvögel nennt und von denen berichtet wird, daß sie nicht allein leben könnten. Ein boshafte Familienmitglied erklärte dazu, daß diese Vögel besonders viel Galle besäßen, wovon sie auch so grün wären. Wenn sie keinen Genossen hätten, dann wüßten sie nicht, an wem sie ihre Galle auslassen sollten, und das bekäme niemandem.

Ich beobachtete und fand, daß ihre Geselligkeit auf primitiver Grundlage bestand. Das eine Tierchen war größer und behauptete sich viel länger am Futternapfchen, es trank mehr, nahm das Bad zuerst und ließ dem andern in allem die trüben Reste. Sonst hatten beide mißgelaunt auf ihrer Stange, dicht aneinander und schwiegen die Welt an. Darin waren sie wirklich einig. Dennoch ging das stärkere Vögelchen eines Tages ein. „Wen soll der Biepmak nun ärgern, und von wem soll er sich ärgern lassen?“ fragte jene boshafte Junge. „Er hat nun keinen, wie sich selber.“ Der Tatbestand gab ihm leider recht. Brauchen schien zu warten, daß einer ihr die größten Körnchen wegschöpfte und das Bad verschüttete würde. Als das nicht geschah und es Herrin sein konnte, da fehlte ihm etwas und das Leben gefiel ihm nicht mehr.

„Und als ich ein großes Mädchen war, hoppheiß, bei Regen und Wind,“ da war die Einsamkeit schwer, und ich suchte den Genossen auf meiner Stange, den Mitchwimmer im Kreise.

Oft hat mir seitdem geschienen, als ob ein beobachtendes Auge draußen wäre, und das sähe nach unserer Zweifelhaftigkeit und machte keine boshafte Randbemerkungen.



Freunde der Menschheit.

Ein Ernährungskapitel für unsere Hausfrauen.

Von Rätke Brustat-Schneidermann.

Unser Leben ist eine Kette von Kämpfen; den sichtbaren, die wir mit Bewußtsein ausfechten (etwa um den Lebensunterhalt, ein Ziel, eine Überzeugung u. dgl.) und den unsichtbaren, welche unser Körper gegen die unzähligen Gesundheitsgefahren zu bestehen hat, die ihn täglich und stündlich, im Wachen wie im Schlafe bedrohen.

Die Freunde, auf die wir uns in unserem Lebenskampfe stützen und verlassen können, sind nicht allzu zahlreich, das weiß auch unser Körper. Er hat weit mehr Feinde als Freunde, und sein schlimmster Feind sind leider so oft wir, seine Eigentümer selber! Was fügen wir unserem Körper nicht alles an Natur- und Gesundheitswidrigem zu, das leichtere oder schwere Schädigung für ihn bedeutet, und welche ungeheure Mehrarbeit bürden wir ihm auf, um diese Schädigungen auszugleichen, damit das Arbeiten unserer Organe, dieser feinsten Maschinerie der Welt, nicht gestört werde! Wohl schickt uns der Körper gelegentlich Warnungssignale in Gestalt von Unwohlsein und allerlei Beschwerden, wenn wir gar zu unvernünftig mit ihm verfahren, aber leider beachten wir diese Signale so wenig oder erst dann, wenn es zu spät ist.

Armer Körper! Vergebens bittet er uns: „Lieber Mensch, behandle mich vernünftig! Gönn mir Luft und Licht, kleide mich sachgemäß und vor allen Dingen ernähre mich richtig! Stopfe mich nicht mit Dingen voll, die mir unendliche Mühen verursachen, ohne mir zu nützen, quäle und lähme mich nicht mit Giften und Reizmitteln, sondern gib mir lieber das, was ich wirklich benötige und was du mir so oft schuldig bleibst!“ Wir naturfremden Kulturmenschen haben es so oft ganz verlernt, unseren Körper zu beobachten und ihm abzuhelfen, was er braucht. Wir behandeln ihn als ein Ding, mit dem wir beliebig umspringen können, wir verüßlichen uns täglich gegen ihn, und dann sind wir obendrein noch verwundert, ja entrüstet, wenn sein feiner Mechanismus vor der Zeit unbrauchbar wird, weil der Körper in seinem täglichen Kampfe gegen unsere Unwissenheit, Gedankenlosigkeit und Nachlässigkeit doch endlich einmal unterliegen muß!

Ja, das brauchte aber alles nicht so zu sein! Wir brauchen nicht zu leiden und vor unserer Zeit zu altern, wenn wir uns richtig ernähren würden und wenn wir unserem Körper nicht seine wahrhaften Freunde aus Unkenntnis oder Unterschätzung geradezu vorenthielten.

Es gilt z. B. vielfach noch als unwissend, regelmäßig Milch zu trinken, und doch gibt es fast nichts, was gerade den überarbeiteten Körpern unserer Großstadt- und Kernmenschen in so leichtverdaulicher und konzentrierter Form die nötigen Ergänzungstoffe zuführt, wie gerade die Milch. Sie ist einer der wichtigsten und treuesten Freunde des Körpers und damit der Menschheit allgemein!

Ist nicht die Milch derjenige Stoff, von dem das Neugeborene mindestens die ersten Lebenswochen hindurch ausschließlich existiert? Schon diese Tatsache beweist, wie wichtig und wertvoll Milch als Nahrungsmittel ist! Und welche große Rolle spielt gute Milch auch weiterhin in der Ernährung unserer Kinder! Wie sehr sie unter dem Milchmangel in der Kriegs- und Nachkriegszeit litt, das wird wohl noch in unser aller Erinnerung sein, und welche geradezu wunderbaren Wirkungen dann später das zuerst als Wohlfahrtsmaßnahme ausländischer Freunde (als sogenannte Quäterspende) bei uns eingerichtete Schulschmuck, bestehend aus Milch und Butterbrot, auf unsere unterernährten armen Kriegskinder hatte, das werden viele von uns wohl auch noch wissen. So ist es sehr zu begrüßen, daß man diese Einrichtung heute in fast allen Schulen antrifft, und besonders erfreulich ist es auch gerade vom Standpunkte der Volksernährung aus, daß jetzt allenthalben in den Städten auf Plätzen, Bahnsteigen, in Wartehallen usw. Milchausschankstellen eingerichtet sind und werden, wo das Publikum für geringe Beträge wirkliche Nährwerte bekommt, anstatt der nährstoffarmen, ja zum Teil infolge ihres Alkoholgehaltes nicht unbedenklichen Genußmittel und Getränke, die obendrein meist noch viel teurer sind, als z. B. ein Glas gute Milch, die zugleich erfrischt und ernährt.

Die oft geradezu verblüffenden Erfolge, die man bei schwächlichen und blutarmen Personen mit einer Milch- oder Sahnecur erzielt, sind bekannt. Dabei haben diese Patienten meist noch einen empfindlichen Magen und leiden an Appetitlosigkeit, können also gar nicht einmal große Mengen zu sich nehmen. Das ist auch gar nicht nötig, denn Milch ist infolge ihres hohen Gehaltes an Vitaminen und Komplettinen schon in geringer Menge von nachhaltiger Wirkung auf den Organismus, sofern man sie nur regelmäßig genießt. Es ist ja erst in neuerer Zeit allgemein bekannt geworden, wie wichtig diese Lebens- und Ergänzungstoffe, die sich gerade in der Milch so zahlreich finden, für den Körper sind, und man beginnt erst allmählich, wenn auch in immer steigendem Maße, sich mit der Tatsache vertraut zu machen, daß „kräftige Ernährung“ nicht darin besteht, daß man große Mengen Fleisch, Eier, Zucker, Mehl usw. zu sich nimmt, sondern daß man viel Obst, Gemüse, vor allen Dingen aber Milch und Milchprodukte genießt.

Einen weiteren Vorzug noch hat die Milch, unser treuer Freund: Sie ist nicht nur nahrhaft und leichtverdaulich, sondern man kann sie auch in so vielen verschiedenen Formen reichen, daß sie bei dem nervösesten Menschen immer aufs neue anspricht, weil seinem Abwechslungsbedürfnis Genüge getan werden kann. Denken wir nur einmal außer an die frische Milch an Vid- oder Sauermilch, Joghurt, Buttermilch, an den nahrhaften Käsequark (auch Topfen genannt) und an die aus ihm herzustellenden Gerichte, an Milchsuppen, Milchspeisen, Milchgelees usw., von Butter und Käse und ihren vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten ganz zu schweigen! Alle diese Formen erleichtern nicht nur den Hausfrauen die abwechslungsreiche Ausgestaltung des Küchenszettels, sondern sie helfen uns auch treu und nachhaltig bei unserer verantwortungsvollen Aufgabe, unseren Lieben nicht nur schmackhafte, sondern auch wertvolle und gesunde Kost zu bieten. Sie sind eben wirklich Freunde der Menschheit!

Psychologie für Mütter.

Die Psychologie ist als wichtiges Bildungsmittel für eine große Anzahl von Berufen erkannt. Lehrer, Ärzte und Berufsfachverständige finden in ihr das wichtigste Material. Aber es gibt einen Beruf, der der Psychologie am notwendigsten bedarf und von ihr bisher nur wenig erfahren hat, nämlich die Mutter. Der Psychologe der Londoner Universität, Professor Francis Aveling, fordert deshalb eine „Psychologie für Mütter“, deren Grundlinien er in einer Abhandlung umreißt. Gewiß ist die Mutter von der Natur mit einem Instinkt für viele Dinge ausgestattet, und uralte Überlieferung hat von Geschlecht zu Geschlecht Weisheit und Erfahrung den Müttern gesendet. Aber es gibt wichtige Dinge bei der Erziehung des kleinen Kindes, von denen die Mütter noch gar nichts wissen. So ist es eine Tatsache, die man immer eindringlicher erkannt hat, daß die Erziehung des Kindes schon im zartesten Alter zu beginnen hat. Der ungeheure Einfluß, den gerade die ersten Lebensjahre auf die ganze Entwicklung des Menschen bis in sein Alter haben, ist besonders durch Freud nachgewiesen worden. Daher kann mit der Erziehung des Kindes nicht früh genug begonnen werden. Wenn man das kleine Kind sich selbst überläßt, dann zeigen sich im späteren Alter schlechte Charakterzüge, deren Entstehung die Mutter nicht ahnt. Das Kind hat ja mit vier oder fünf Jahren bereits eine erstaunliche Entwicklung zurückgelegt. Es hat gehen gelernt, denken und sprechen; es hat die meisten der menschlichen Leidenschaften erfahren und in sich aufgenommen; es hat einen eigenen Willen entfaltet und schon einen Charakter bekommen. Setzt dann erst die Erziehung ein, so ist es überaus schwer, diesen bereits fertigen Charakter umzuformen. Die ganze Entwicklung hat sich aber unter der Aufsicht und im Bereich der Mutter vollzogen. Diese ist daher allein imstande, das Kind von früh auf richtig zu bilden. Das Wort, daß „die Hand, die die Wiege schaukelt, die Welt regiert“, gewinnt so eine tiefere Bedeutung. Die Mutter ist es, die der Menschheitsgeschichte den eigentlichen Stempel aufprägt, indem sie bereits im frühesten Kindesalter einen nützlichen Mitbürger der Gesellschaft hervorbringen kann. Diese Jahre, die noch immer als so unwichtig für die Erziehung im Vergleich mit den späteren erscheinen, sind für Geist und Körper die entscheidenden.